

Die Fusion krönte ihr politisches Werk

HERZOGENBUCHSEE Sie geht als letzte Gemeindepräsidentin in die Geschichte von Oberönz ein: Nach zwölf Jahren verabschiedet sich Käthi Schafroth (SVP, 67) Ende Jahr aus der Politik. «Ich gehe mit gutem Gewissen», sagt sie.

Mit Ihnen einen Termin zu finden, ist gar nicht mal so einfach. Vor den Herbstferien wurde Ihr Rücktritt als Gemeinderätin bekannt – doch damals hatten Sie keine Zeit für ein Interview.

Käthi Schafroth: Wegen der Kartoffelernte. Als Bäuerin habe ich in dieser Zeit einen fixen Platz an der Erntemaschine. Da wird jede Hand gebraucht, alles andere muss warten.

Auch nach der Kartoffelernte hat es nicht auf Anhieb geklappt...

Meine Agenda ist leider recht voll. Neben der Arbeit auf dem Bauernhof bin ich als Vorstandsmitglied bei den Berner Landfrauen engagiert und eben als Gemeinderätin. Die Politik hält mich seit zwölf Jahren auf Trab. Als Ressortleiterin Soziales bin ich oft an Sitzungen und öffentlichen Veranstaltungen präsent. Das braucht Zeit und raubt Energie.

Was kommt zu kurz?

Machen könnte ich zu Hause immer etwas mehr. Putzen oder jäten zum Beispiel. Im Grossen und Ganzen komme ich mit meinen Arbeiten aber durch. Ein schlechtes Gewissen habe ich höchstens gegenüber Verwandten und Bekannten, die im Altersheim wohnen und sich über mehr Besuche von mir freuen würden. Aber es wird besser. Ab Januar hole ich das Versäumte nach.

Hat sich Ihr Mann nie beschwert, weil Sie zu wenig auf dem Hof sind?

Nie! Bevor ich für den Gemeinderat kandidierte, hatten wir uns mit unserem Sohn Hans Ulrich, der heute den Hof führt, an den Stubentisch gesetzt und die Sache durchdiskutiert. Mein Mann sagte: «Das musst du selber wissen.» Damit war das Thema erledigt. Kein einziges Mal fuhr ich seither mit einem schlechten Gewissen an eine Sitzung. Das hätte ich nicht ertragen können.

Fürs Kochen und Waschen hat Ihre Zeit immer gereicht?

Dazu kann ich eine lustige Geschichte erzählen: Als Gemeinderätin war ich mal zu einer Anhörung beim Regierungsstatthalter im Schloss Wangen geladen. Ich dachte mir, die Sitzung wird um 11.30 Uhr fertig sein – tatsächlich dauerte sie bis 13.30 Uhr. Mein Mann musste sich selber ein paar Würstchen kochen und



Erholung nach dem Sitzungsstress: SVP-Gemeinderätin Käthi Schafroth in ihrem Garten in Oberönz. Thomas Peter

meinte am Abend trocken: «Jetzt musst du mir doch mal zeigen, wie man Teigwaren kocht.» (lacht vergnügt)

Haben Sie ihm die Kochlektion erteilt?

Nein, bis jetzt nicht. In dieser Beziehung verwöhne ich ihn wohl ein bisschen zu fest.

Zurück zur Politik: In Oberönz werden Sie als letzte Gemeindepräsidentin vor der Fusion mit Herzogenbuchsee in die Geschichte eingehen.

Dieser Zusammenschluss war der richtige Schritt für unser Dorf, davon bin ich felsenfest überzeugt! Vor fünf Jahren stand unser Gemeindeschreiber kurz

vor der Pensionierung, und die Gemeindeverwaltung war stark sanierungsbedürftig. Wir standen vor Aufgaben, die finanziell kaum lösbar gewesen wären. Hinzu kam die mühsame Suche nach Gemeinderatskandidaten, die immer Stunden in Anspruch nahm.

Trotzdem war die Fusion im Dorf nicht unumstritten.

Es wäre nicht normal gewesen, wenn jeder kommentarlos zugestimmt hätte. Ich habe den Kritikern immer für ihr Engagement gedankt, weil sie uns mit ihren Einwänden auf Probleme hingewiesen haben, die wir frühzeitig angehen und bereinigen konn-

ten. Eine Fusion ist wie ein Kind, das zuerst wachsen und reifen muss. Dieser Prozess ist heute so gut wie abgeschlossen.

Ihr Mann Hans Schafroth ist gebürtiger Oberönzler. Wie reagierte er damals, als Sie ihm erzählten, der Gemeinderat mache sich über eine Fusion mit Buchsi Gedanken?

Das gab lange und heftige Diskussionen bei uns am Stubentisch (schmunzelt). Eine Fusion mit Niederönz wäre für ihn kein Problem gewesen, aber mit Herzogenbuchsee? Das war schwieriger. Schliesslich ist Herzogenbuchsee um einiges grösser als Oberönz.

Oft fürchten kleine Gemeinden, sie hätten nach einer Fusion mit einem grossen Partner nichts mehr zu sagen. Hat sich diese Befürchtung im Fall von Oberönz bewahrheitet?

Bis jetzt nicht. Aktuell stammen zwei von sieben Gemeinderäten aus Oberönz – das ist eine gute Vertretung für unseren Dorfteil. Für die Zukunft kann ich nur an alle Leute appellieren, sich bei Gemeindewahlen zur Verfügung zu stellen oder zumindest wählen zu gehen. Dann können wir auch mitbestimmen.

Seit der Fusion sind vier Jahre vergangen. Fühlen sich die Oberönzler heute noch als Oberönzler?

Die Leute in meinem Alter ganz bestimmt, bei der jüngeren Generation sieht es vielleicht anders aus. Unsere Kinder besuchen die Badi in Herzogenbuchsee, gehen dort ins Sporttraining, in die Bibliothek und ins Jugendhaus. Solche Verbindungen sind prägend für das ganze Leben.

Was hat Oberönz denn noch Eigenständiges zu bieten?

Es gibt einen monatlichen Frauentreff, diverse Angebote für Senioren und mit dem «Oberönzler» sogar ein Lokalblatt. In diesem Jahr können wir auf unserem Dorfplatz einen eigenen Weihnachtsbaum aufstellen – gespendet von der Gemeinde Herzogenbuchsee (schmunzelt). Es braucht viel Freiwilligenarbeit, aber so bleibt Oberönz lebendig.

Wie stark werden Sie sich persönlich engagieren in Zukunft?

Nach zwölf Jahren Politik möchte ich jetzt mein Rentnerdasein geniessen und mehr Zeit für mich selbst haben. Fest vorgenommen habe ich mir, wieder in der Trachtengruppe mitzusingen. Dafür hat mir zuletzt leider die Zeit gefehlt. **Die Politik werden Sie nicht vermissen?**

Dieses Kapitel kann ich Ende Jahr mit gutem Gewissen abschliessen. Ich habe mich gerne für mein Dorf engagiert und viele gute Begegnungen geknüpft. Oft gab es im Gemeinderat heftige Diskussionen – doch am Schluss kehrte man zusammen in eine Wirtschaft ein und trank ein Glas Wein. Diese Teamarbeit hat mir immer sehr gefallen. Nur zusammen kann man in der Lokalpolitik irgendetwas bewegen.

Interview: Stefan Schneider

Zur Person: Fünf Jahre lang war Käthi Schafroth (SVP) Gemeindepräsidentin in Oberönz – bis zur Fusion mit Herzogenbuchsee 2008. Ende Jahr tritt die 67-jährige Bäuerin nun vorzeitig auch als Buchser Gemeinderätin zurück und geht in den Ruhestand.

Mein Langenthal



New York ist hier

Gerne und oft gehe ich auf Distanz. Nicht zu den Menschen hier, vielmehr zu den Formen und dem Wesen der Stadt. Zu ihren ach so in Stein gemeisselten Gegebenheiten. Mich ganz bewusst zurücknehmen, aus sicherer Entfernung zuschauen und hinterfragen. Das hat etwas Beruhigendes, etwas Ordnetendes auch.

Ich nehme die eine oder andere Stufe hinauf Richtung Schoren und erkenne auf einmal neue Zusammenhänge, neue Verbindlichkeiten gar und Neugewachsenes. Da, wo es einst floss, tropft es heute, und da, wo früher die Post war, ist heute eine Weltstadt, oder zumindest deren Einwohner gehen ganz selbstverständlich nun hier ein und aus.

Einerseits bin ich wohl als Person so, reflektiert, selbstkritisch vielleicht, andererseits aber auch aus beruflichen Gründen. Empathie nennt sich das. Sich in jemand anderen versetzen und von dieser Perspektive aus urteilen können.

Es braucht zwingend ein gesundes Mass an Distanz, an Abstand, um das Schöne, aber auch das Angreifbare zu erkennen, um es schätzen und behüten zu lernen. Gerade hier im doch ziemlich ausbalancierten Langenthal, das vielem und vielen gerecht wird und sich – ohne zu verbiegen – recht gut macht darin. Sich immer wieder auch selber erneuert, neu erfindet und definiert gar, weiterentwickelt. Das ist gut so.

Wenn ich jeweils zurückkehre aus Nordamerika, ganz egal ob ich drei Wochen da war oder drei Monate, entdecke ich sofort das Neue hier. Sei es nur ein noch runder gerundeter Kreisler oder ein frisch gezeichnetes Parkfeld. Es ist ein Zurückkommen in eine Stadt, der es keineswegs an Ausstrahlung fehlt und an Selbstbewusstsein. Vielleicht eher etwas am eigenen Reflektieren, an jemandem, der ihr den Spiegel vorhält und ruft: Hey, pass auf, geliebtes Städtchen, die Welt wartet da gleich um die Ecke! Und wenn ich in Atlanta von Langenthal erzähle, komme ich mir gleich klein vor, wie wenn ich im nahen Bern von hier berichte. Alles braucht ein Verhältnis, diesen Vergleich mit anderem, Gleichem. Dann ist alles nicht so tragisch – oder eben manchmal noch viel bezaubernder. Je nachdem aus welchem Winkel man schaut. Und plötzlich ist mir auch New York egal. Dann denke ich, ist das doch hier wahrlich wenig Schmerz und ganz viel Trost zugleich.

Philipp Abt

Langenthal feiert heute das 1150-Jahr-Jubiläum. In dieser Kolumne schreiben jeden Montag Langenthalerinnen und andere Personen, die eine Beziehung zur Stadt haben, über Langenthal. **Heute: Philipp Abt** (38). Er schreibt und entwickelt innerhalb seiner Langenthaler Text- und Ideenfabrik Wortschaft Konzepte für diverse nationale und internationale Unternehmen. Gestartet einst mit einer Stage auf der BZ-Redaktion in Bern, zeichnet er unter anderem auch für das Buchmagazin «Geschichtes aus dem Oberaargau», erschienen beim Merkur-Verlag Langenthal, verantwortlich.

Talent mit internationalem Potenzial

LANGENTHAL Der junge Domi Chansorn gab am Samstag im Chrämerhuus sein Solodebüt.

Das Chrämerhuus war vollgestopft mit Leuten. Alle waren gekommen, um Domi Chansorn zu sehen – einen Musiker, der von seinem Talent her internationales Format hat und doch als Person lokal greifbar geblieben ist. Domi Chansorn ist kein unbeschriebenes Blatt. Der 22-jährige Huttwiler tourte schon als Schlagzeuger von Sophie Hunger, spielte mit den Mundartisten und Wazomba und neuerdings auch mit Knackeboul.

Bounce, Red Dwarf und Bash sind nur einige der Jazzformationen, bei denen er mitwirkt. Es scheint, als habe er in all den Aus-



Begeistert auch als Solist: Domi Chansorn im Chrämerhuus. Silas Bitterli

einandersetzungen mit Musik nur das Allerbeste für sich aufbewahrt, um es nun als seine ganz persönliche Komposition wie-

derzugeben. Und so fügen sich diese höchst verschiedenen Einflüsse zu einem fühlbaren Erlebnis zusammen. Eine breite Palet-

te an Harmonien eröffnete sich dem Publikum und liess es Chansorns Erfahrungen in den unterschiedlichsten Stilen spüren. Und selbst krasse Tonartwechsel und Rhythmusänderungen wurden durch eine klare Führung des Gesangs in eine Einheit gebracht. Die Atmosphäre war persönlich und authentisch.

Oft steigerte sich die Stimmung aus einem Ort der Ruhe hinauf über ein brausendes Getöse und hob schwerelos ab, um dann wieder bei sich selbst in der Stille zu landen. Trotz ihrer Komplexität ist die Komposition dank ihrer emotionalen Art sehr zugänglich.

Im Zentrum des Repertoires stand das neue Album «Bright Times Can Be Dark as well». 15 Lieder, die diesen Sommer ent-

standen sind. Aufgenommen hat Chansorn alles selbst. Er scheint aus jedem Instrument, das ihm in die Finger kommt, etwas zaubern zu können. Für diesen Abend hatte er eine Band zusammengestellt: «Wir behandelten meine Songs als Vorlage. Ich vertraue meinen Musikern und lasse zu, dass ihre eigene Art einfließt.» Er selber spielte am Konzert vor allem Gitarre und sang.

Das neue Album wird kostenlos zum Download angeboten (www.domichansorn.com). «Ich habe bewusst kein Label gesucht», sagt Domi Chansorn und erklärt, dass er direkt erfahren möchte, wie seine Musik ankommt.

Beim Chrämerhuus-Publikum kam sie jedenfalls sehr gut an.

Silas Bitterli